

Ohne Watte und Parfüm



Foto: KFR

Cheng Zhang ist einer der jungen Pianisten, die im Schatten Lang Langs eine Pianistenkarriere anstreben, China verlassen und ihr Glück im Ausland gefunden haben. Im letzten Jahr präsentierte er sein Können beim Klavier-Festival Ruhr, nun liegt der CD-Mitschnitt vor. Christoph Vratz hat mit dem Nachwuchskünstler gesprochen.

Er ist kein Bauchmensch. Alles wirkt erwogen, durchdacht, hinterfragt. Von daher fällt es Cheng Zhang nicht leicht, über seine Anfänge zu sprechen: „Man hat mit sieben, acht Jahren noch keine Philosophie, man abstrahiert in dem Alter noch nicht und stellt sich auch nicht die Frage, wie produziere ich einen Ton. Klar, Musik habe ich auch damals schon viel gehört, aber ernsthaft mit ihr beschäftigt habe ich mich erst mit sechzehn, siebzehn.“

Um zu verstehen, wieso die weltweite Klassikszene derzeit von einer ersten Welle des zu erwartenden chinesischen Instrumentalisten-Tsunami umspült wird, erklärt Cheng Zhang, dass es erst Ende der neunziger Jahre populär geworden ist, dass Eltern ihre Kinder ein Instrument lernen ließen, vor allem Klavier. Der Generation vorher war das verwehrt geblieben, aus unterschiedlichen Gründen. Auch Cheng Zhangs Eltern hatten beruflich mit Musik nichts am Hut, am ehesten noch die Mutter,

die irgendwann als Tanzlehrerin zu arbeiten begann. Er selbst kam mit fünf oder sechs Jahren ans Klavier und fand Gefallen daran. Die schulisch-musikalische Infrastruktur in China ermöglicht, dass man ab acht Jahren auf eine Schule wechseln kann, an die eine konservatoriumsähnliche Institution mit Musik als Schwerpunktfach angeschlossen ist. „Es wird immer populärer, Kinder auf solche Schulen zu schicken, um ihnen ein breites musikalisches Rüstzeug zu vermitteln.“

Da Cheng Zhang später in den USA und schließlich in Deutschland studiert hat, kann er vergleichen. „Natürlich hängt auch in China vieles vom einzelnen Lehrer ab – das ist wohl überall auf der Welt so –, doch grundsätzlich wird in China mehr Wert auf die technische Ausbildung am Instrument gelegt.“ Das ist nichts Neues. Immer wieder gibt es hierzulande das Klischee von den kleinen Pianisten-Automaten, die in Fernost und zuletzt verstärkt in China produziert werden. Top in der Technik, Nachholbedarf im Ausdruck. Cheng Zhang widerspricht nur zaghaft. „Man hat mir anfangs erklärt, wie ich die Arme, wie die Hände zu halten habe, und nicht, wie ich einen schönen Ton aus dem Instrument herausholen kann. Auch die Auswahl des Repertoires war stärker reglementiert.“ Später, in Amerika, sei das anders gewesen. Bei seinem aus Ungarn stammenden Lehrer stand klar die Klang-Sensibilisierung im Vordergrund. „Wie nehme ich Klänge wahr, wie stelle ich Relationen her, wie erkenne ich Strukturen, wie bringe ich meine eigenen Ideen in die Musik ein, kurz: Wie gelange ich zu einer Interpretation?“

Wer Cheng Zhang noch nicht live erlebt hat, kann ihn sich mit wenigen Klicks aus dem Internet heranzoomen, wie er beim Clara-Haskil-Wettbewerb 2011 den Geheimnissen in Schumanns „Davidsbündlertänzen“ auf die Spur kommt. Das Zwei-Seelen-ach-in-meiner-Brust von Florestan und Eusebius, die permanenten Doppelbelichtungen

dieser Musik bringt er zwingend zum Ausdruck, als schoben sich zwei Stile nach-, in- und übereinander. Cheng Zhang watiert und parfümiert nicht, er meidet salbungsvolle Rubati. Dasselbe bei Ravels „Miroirs“, die er 2012 beim Klavier-Festival Ruhr aufgeführt hat. Cheng Zhang demonstriert keine angelesene Expressivität, der Hörer bestaunt vielmehr eine zehenspitziige Unschuld. In der lokalen Presse hieß es nach seinem Dortmunder Auftritt, Cheng Zhang habe „seine ganze junge Seele in die Tasten gegossen. Sein Spiel sprühte von verborgener Kraft, besonders bei den filigranen Pianostellen. Sein Auftreten ist bescheiden, sein Spiel extrovertiert.“

Lieblingskomponisten habe er anfangs nicht gehabt. Eine Vorstellung von Repertoire-Gestaltung, von ihm wichtiger Musik habe sich erst während seiner Amerika-Jahre entwickelt. „Die Beziehung zwischen einem Komponisten und mir als seinem Interpreten hat immer etwas Magisches. Ein Komponist sollte wie ein Freund sein, die Chemie zwischen uns muss stimmen.“ Als Beispiel nennt Cheng Zhang Chopin, dessen Musik er sehr schätzt und die er sich immer wieder vornimmt; trotzdem kommen die beiden nicht auf einen grünen Zweig. „Mir fehlt sein Feedback, ich probiere und probiere, aber ich habe den Eindruck: Ich liebe ihn, aber er mich nicht. Noch nicht.“

Ähnlich sei es ihm mit Schumann gegangen. Mit ungefähr zwölf Jahren habe er die „Papillons“ gespielt, weil ihn der Titel so angesprochen habe. Doch danach habe es fast ein Jahrzehnt gebraucht, bis er sich erneut Schumann genähert habe. „Ich weiß nicht, was in der Zwischenzeit passiert ist. Ich begann seine Musik zu spielen, und sofort spürte ich dieses Beziehungsband. Inzwischen nimmt Schumann fast eine Sonderstellung in meinem Repertoire ein. Er wirkt auf mich so unglaublich

menschlich, auch wenn viele Zeitgenossen behaupten, dass er ziemlich verrückt sein konnte.“ Letztlich könne man solche Beziehungen nur schwer erklären: „Wenn man jemanden sympathisch findet, kann man auch nicht immer genau begründen, woran das liegt.“ Bei Beethoven sei es wieder anders: „Er ist wie ein Gott, er gibt mir eine spirituelle Kraft, er fügt alles zusammen.“

Der Berliner Alltag gestaltet sich für Cheng Zhang derzeit noch ein bisschen schwierig, denn ein eigenes Klavier hat er nicht. Also muss er außerhalb üben, was sich – wie an so vielen Hochschulen in Deutschland – schwierig gestaltet. Zwei Stunden Wartezeit sind keine Seltenheit. Da bleibt halt ein bisschen mehr Zeit, um einem seiner Hobbys zu frönen, der Fotografie. Überhaupt haben es ihm die visuellen Künste angetan, gesteht Cheng Zhang. „Ich habe eine starke Affinität dazu. Das ist besonders bereichernd, wenn sich – eher unbewusst – Zusammenhänge mit der Musik ergeben, wenn ich bei der einen oder anderen Musikpassage Entsprechungen zwischen einem Gemälde oder einer Filmsequenz entdecke. Das beflügelt meine Fantasie ungemein. Man kann das nicht steuern oder irgendwie herbeiführen. Es lebt vom Zufall.“ ■

„Beethoven ist wie ein Gott, er gibt mir eine spirituelle Kraft, er fügt alles zusammen“

Zur Person

Cheng Zhang kommt 1989 im chinesischen Hunan zur Welt. Bis 2007 studiert er in Shenzhen, nahe Hongkong, bevor er zu Tamás Ungár an die Texas Christian University School of Music wechselt. Nach seinem Bachelor of Music im Fach Klavier kommt er 2007 nach Berlin und setzt seine Studien bei Klaus Hellwig fort. Aus einer Reihe von Wettbewerbserfolgen sticht sein Gewinn beim Clara-Haskil-Klavierwettbewerb 2011 heraus.